

Prachtstücke aus dem Depot des Leipziger Grassi-Museums – es handelt sich um Kopfaufsätze der Ejangham – lagern nutzlos in Vitrinen und Rollschränken (Foto: Charlotte Sattler)

WVO



Registrierung: <i>MMP 92/7</i>	Jahr und No. der Eintragung: <i>1902</i>	Original-Nr.: <i>16</i>
Objektname: <i>Kopfaufsatz Holz, Kopf, Defekt</i>	Volk: <i>Musegung o. Nisauahon</i>	Ortsbezeichnung: <i>Musegung o. Nisauahon</i>
<p><i>Die Nase ist Hornspitze</i></p> 		
Hersteller:	Von wem gemacht: <i>A. Kelle</i>	Von wem erhalten: <i>Kauf</i>
	Art der Erwerbung: <i>Kauf</i>	

Registrierung: <i>MMP 92/11</i>	Jahr und No. der Eintragung: <i>1902</i>	Original-Nr.: <i>17</i>
Objektname: <i>Figur Holz, Kopf, Defekt</i>	Volk: <i>Musegung o. Nisauahon</i>	Ortsbezeichnung: <i>Musegung o. Nisauahon</i>
<p><i>Die Figur ist ein Krieger</i></p> 		
Hersteller:	Von wem gemacht: <i>A. Kelle</i>	Von wem erhalten: <i>Kauf</i>
	Art der Erwerbung: <i>Kauf</i>	

ZU?



»Die Verbindung von Museen und Massakern ist genau dokumentiert«

BÉNÉDICTE SAVOY





Das Buch ist ein Dokument der Schande: Im **Atlas der Abwesenheit** weist ein Forscherteam um Bénédicte Savoy und Albert Gouaffo nach, dass in Deutschlands Museumsdepots Zigtausende Kulturgüter aus Kamerun unnütz herumliegen

INTERVIEW: SANDRA DANICKE

< Der Königsthron von Bamum »Mandu Yenu«, eine reich verzierte Holzschnitzarbeit, ist im Humboldt-Forum in der Abteilung »Koloniale Verflechtungen« ausgestellt

^ Albert Gouaffo und Bénédicte Savoy mit dem »Atlas der Abwesenheit«

Geraubt, erpresst, erschlichen: Während der Kolonialzeit wurden unzählige Objekte aus Kamerun entwendet, unter anderem im Auftrag deutscher Museumsdirektoren. Nur ein Bruchteil ist seither in Schausammlungen – oft unter fragwürdigen Bedingungen, mit irreführenden Beschriftungen – zu sehen. Der gewaltige Rest lagert mangelhaft inventarisiert in den Depots – ohne dass die Öffentlichkeit eine Ahnung hat, um was und wie viel es sich handelt. Immerhin: Langsam ändert sich in vielen Museen die Blockadehaltung. Die Aufarbeitung hat begonnen. Über ihr Rechercheprojekt sprachen wir mit der französischen Kunsthistorikerin Bénédicte Savoy, Professorin an der Technischen Universität Berlin, und dem kamerunischen Kulturwissenschaftler Albert Gouaffo, Professor an der Universität Dschang.

ART: Frau Savoy, Herr Gouaffo, der *Atlas der Abwesenheit* entstand als Ergebnis eines von Ihnen beiden initiierten Forschungsprojekts, das unter anderem eine Bestandsaufnahme der kamerunischen Objekte in deutschen Museen zum Ziel hatte. Wie lange haben Sie daran gearbeitet?

Savoy: Wir haben mit einem Team von fünf weiteren Mitarbeitenden zweieinhalb Jahre gebraucht.

Wie sind Sie bei der Recherche vorgegangen? Haben die betroffenen Museen Ihnen geholfen?

S: Bevor wir überhaupt den Projektantrag bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft gestellt haben, hatten wir die sieben größten Institutionen mit Kamerun-Beständen schon im Boot. Die Zusammenarbeit war also nicht

konfrontativ. Allerdings haben wir fast ein ganzes Jahr gebraucht, um uns überhaupt einen Überblick zu verschaffen. Wir mussten nicht nur die Inventarlisten der Museen studieren, sondern auch immens viel Literatur, zahlreiche Militärberichte und Biografien von Militärs lesen.

Mit welchem Ergebnis?

S: Wir haben herausgefunden – und das war ein Schock –, dass insgesamt 45 Institutionen in Deutschland Objekte aus Kamerun in ihren Beständen haben, und wenn man die addiert, kommt man auf mehr als 40 000 Stücke.

Wow. Womit hatten Sie gerechnet?

Gouaffo: Das war ein richtiges Abenteuer. Wir haben mit ungefähr 10 000 bis höchstens 20 000 Stücken gerechnet. Einer der Beweggründe für unsere Arbeit war die Tatsache, dass die betroffenen Museen immer behauptet haben, sie hätten in ihren Sammlungen keine Objekte, die problematisch sind. Und dass sie keine Rückforderungsanträge bekommen hätten. Da haben wir uns gefragt: Wie kann man etwas zurückfordern, von dem man gar nichts weiß? Über das Ausmaß waren wir allerdings überrascht: Es handelt sich um den weltweit größten Bestand einer Kolonie.

S: Den größten Bestand, von dem wir bis dahin wussten, hat das *MUSÉE DU QUAI BRANLY* in Paris. Die haben 8000 Stücke aus Kamerun, und wir dachten: Okay, Frankreich war als Kolonialmacht sehr lange in Kamerun, also werden die Deutschen, die als erste da waren, etwa genauso viel haben. Aber wenn man die Objekte auf den Inventarlisten addiert, kommt man auf ungefähr 60 000 Stücke, von denen allerdings 20 000 nicht mehr auffindbar sind. Es gibt also einen riesigen Schwund – Kriegsverlust, Diebstahl ... weitere Forschung wird notwendig sein, um zu verstehen, wo diese vermissten Dinge gelandet sind.

Um keine »Begehrlichkeiten« zu wecken, wurden Umfang und Details der Kulturgüter bisher weitgehend unter Verschluss gehalten. Bis heute gibt es etwa im Berliner HUMBOLDT-FORUM, aus dessen Expertenkommission Sie dann ausgetreten sind, weder einen verlässlichen Bestandskatalog noch eine online zugängliche Datenbank.

S: Als 2017 das *HUMBOLDT-FORUM* kurz vor der Eröffnung stand, war eine meiner permanenten Fragen in diesem Gremium: Wird es – wie bei jedem Museum auf der Welt, das



»Die ›Rettung von Kulturgütern‹ war in Wahrheit ein Beitrag zur Zerstörung«

BÉNÉDICTE SAVOY

im 21. Jahrhundert neu eröffnet wird – einen Online-Katalog geben? Dass es den nicht gab und er nicht geplant war, hat mich sehr nachdenklich gemacht. Wie kann es sein, dass so eine große Institution mit so viel Geld neu eröffnet wird ohne Online-Katalog? Man kann also sagen: Vor fünf Jahren befanden wir uns noch in der Situation, keine Begehrlichkeiten wecken zu wollen, wie in den Siebzigerjahren. In den letzten fünf Jahren hat sich – unter dem Druck der Öffentlichkeit – allerdings in Sachen Inventarisierung einiges bewegt.

Was haben Sie über die Methoden der Beschaffung herausgefunden?

S: Was uns wirklich schockiert hat, ist die Tatsache, dass militärische Gewalt einen sehr hohen Anteil an der Translokation dieser Stücke hat. Vor Ort haben viele Zerstörungen stattgefunden, Dutzende von Dörfern wurden in Brand gesetzt. Diese starke, sehr genau dokumentierte Verbindung zwischen Mu-

seen und Massakern war bisher von der Forschung nicht beschrieben worden. Ich als Museumshistorikerin hätte nicht damit gerechnet, dass ich mich fast zweieinhalb Jahre lang mit Militärgeschichte befassen muss, mit Schriften, die bis dato ungelesen und un bearbeitet waren.

G: Wir haben festgestellt, dass das meiste von Angehörigen des Militärs mitgenommen wurde – fast 16 000 Gegenstände. Hinzu kommen jene Kulturgüter, die von Händlern, Missionaren und Forschungsreisenden entwendet wurden.

S: Und auch die haben sich auf die militärische Macht gestützt. Ohne die Armee hätte nichts dergleichen stattgefunden. Es gibt auch diese perverse Rhetorik der »Rettung von Kulturgütern«. Das ist eine Legitimationsform, ein Narrativ, das die Leute in Europa beruhigen sollte. In Wahrheit handelte es sich um einen Beitrag zur Zerstörung.

Liest man den *Atlas*, gewinnt man den Eindruck, dass deutsche Museumsleiter an der Beschaffung der Kulturgüter als Auftraggeber massiv beteiligt waren, richtig?

S: Ja! Absolut richtig. Die Museen waren wie Superhirne in diesem System, sie nutzten den kolonialen Apparat aus der Entfernung, um ihre Ziele zu erreichen. Ohne sie hätte sich das Militär nicht mit solchen Massen von Objekten, die einer großen eigenen Logistik bedurften, belastet.

Wie Sie am Beispiel des ETHNOLOGISCHEN MUSEUMS in Berlin zeigen, Frau Savoy, wurden die Objekte vorgeblich aus wissenschaftlichen Gründen gehortet, dann jedoch so gut wie nicht geforscht, kaum etwas wurde über sie veröffentlicht, nur sehr wenig wurde ausgestellt – zumindest nicht in Deutschland.

S: Verblüffend, oder? Eine zentrale Frage bei der Arbeit am *Atlas der Abwesenheit* war: Wozu das alles? Mit welchem Nutzen? Und die ernüchternde Antwort lautet: Für nichts. Das materielle Kulturerbe Kameruns wurde in Deutschland angehäuft und liegt seitdem unsichtbar und un bearbeitet im Depot. Warum gibt es so viel Widerstand gegen eventuelle Rückgabeforderungen? Wir haben doch gar nichts von diesen Dingen.

G: Als der Sultan von Foumban bei seinem Besuch im HUMBOLDT-FORUM im Juni den *Mandu Yenu*, den berühmten Thron des Sultans von Bamum, gesehen hat, wollte er sich sofort draufsetzen, weil er damit vertraut ist.

S: Er hat ganz spontan den Thron in seiner Funktion »aktiviert«, indem er sich darauf gesetzt hat, um die anwesenden Vertreterinnen und Vertreter des Bamum-Volkes, die

in Deutschland leben, zu begrüßen. Wir hingegen sehen bloß einen schönen Gegenstand, der mit Perlen geschmückt ist. Für mich war es auch faszinierend zu sehen, wie unsere jüngeren Doktoranden, die alle aus Kamerun stammen, in den Depots oft sofort wissen, was Sache ist. Sie haben eine Vertrautheit mit dem, was in ihren Regionen produziert wird, sie können das meiste davon gut einordnen. **Sie haben bei der Recherche festgestellt müssen, dass in sämtlichen Museen Standards für die Strukturierung der Sammlungs dokumentationen fehlen. Wie kann das sein?**

S: Unser Kollege Sebastian Sprute hat sich im *Atlas* intensiv mit diesen Fragen von Datenstruktur und Dokumentationen auseinandergesetzt. Es wird einem klar, wie viel Chaos herrscht.

G: Das müssten Sie eigentlich die Museumsdirektoren und Kuratoren fragen. Soviel ich erfahren habe, ist der Grund ein Mangel an Geld und Personal. Das reicht mir nicht aus. Die Dauerausstellung der Afrika-Abteilung im MUSEUM FÜNF KONTINENTE in München ist seit ihrer Eröffnung 1999 nicht grundlegend verändert worden. Man hat dort zwar einige Ergänzungen vorgenommen, doch das ist meiner Ansicht nach nicht genug. Meine Vermutung ist, dass diese Museen nicht dazu da sind, um über Afrika zu erzählen, wie es ist. Sie sollen Afrika in einen nationalen Diskurs einfangen, um die eigene Überlegenheit zu präsentieren. Afrikanische Objekte werden dort wie Fundobjekte betrachtet. Dinge, die aus Asien oder aus dem Orient kommen, haben eine ganz andere, positive Bezeichnung.

Sie kritisieren auch die Terminologie in den Museen, die voller Stereotype steckt.

G: Sprache ist ein Kommunikationsmittel, und die Art und Weise, wie man sie benutzt, macht Sprache zum Speicher von

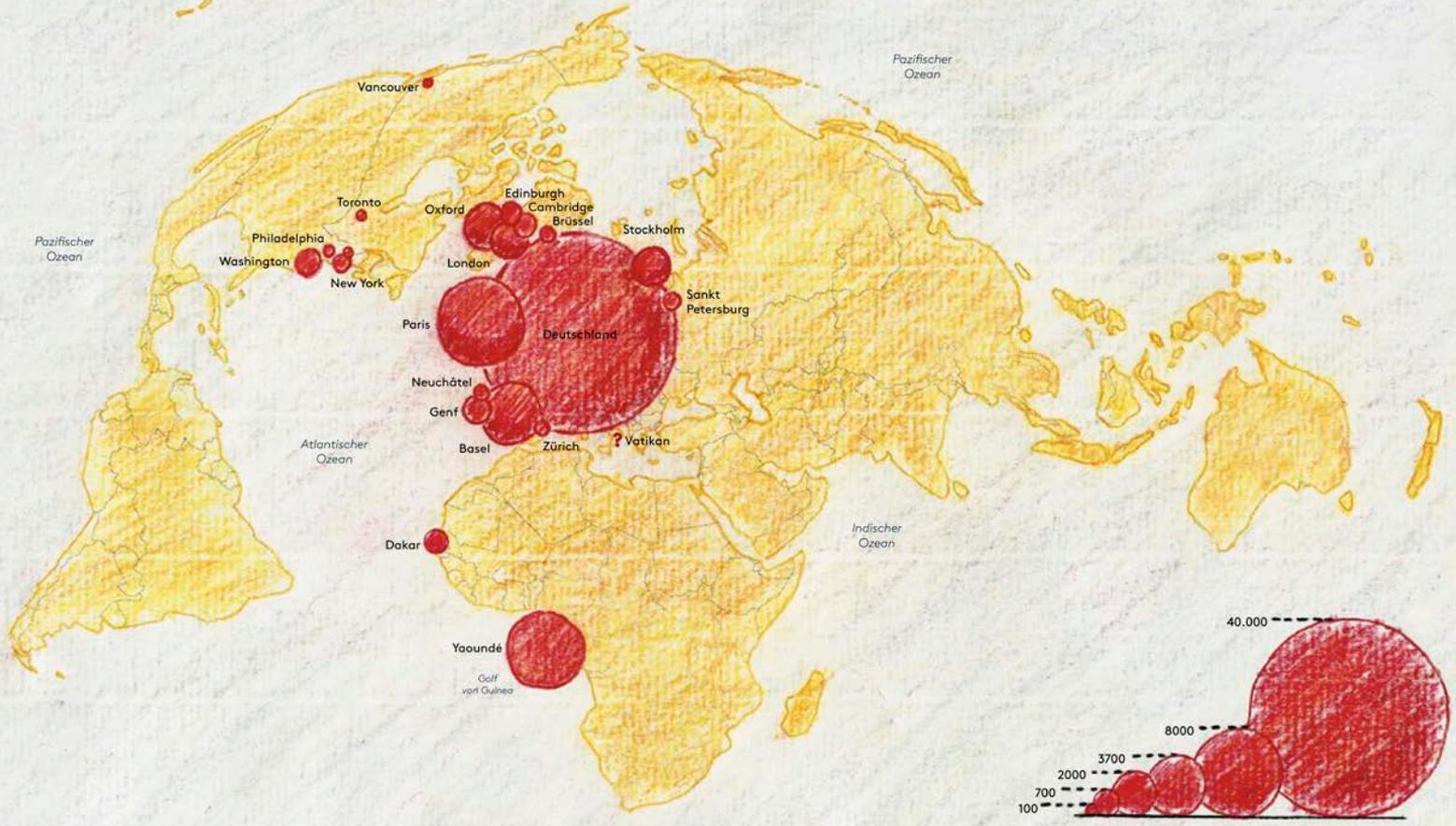
<^

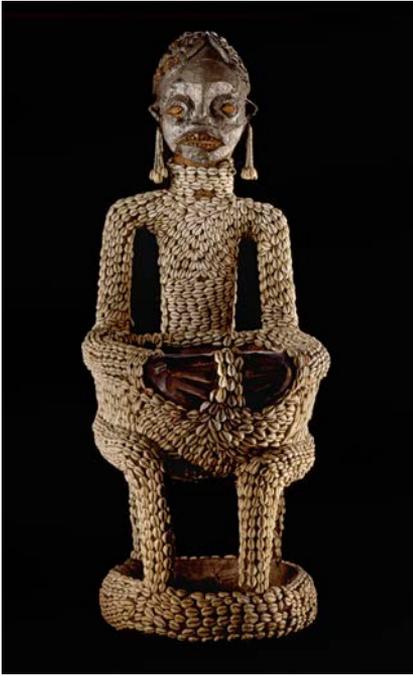
Den »Blaue-Reiter-Pfosten« konnte Franz Marc bereits vor über hundert Jahren in München bewundern

PFEILER EINES VERSAMMLUNGSHAUSES EINES KULTURBUNDES, KAMERUN, 2. HÄLFTE 19. JH., 175 X 33 X 30 CM

>

(Oben) Deutschland vorn: Anzahl der Objekte aus Kamerun in öffentlichen Museen weltweit; (unten) Sultan Njoya von Bamum (1873–1933) auf dem Königsthron »Mandu Yenu«





»Wir sollten die Restitution als Aufarbeitung der Geschichte beider Seiten betrachten«

ALBERT GOUAFFO

Wissen. Wenn man das Vokabular betrachtet, das seit Ende des 19. Jahrhunderts von den deutschen Museen benutzt wird, stellt man fest, dass sich nichts entwickelt hat. Sie verwenden dort keine Begriffe, die aus Afrika stammen, sondern solche, die früher in Europa verwendet wurden, um die dunkle Vergangenheit zu bezeichnen. Zum Beispiel der Begriff »Amulett«. Ein Amulett hat man im Mittelalter verwendet, um sich vor bösen Geistern zu schützen. Seit der Aufklärung braucht man hier keine Amulette mehr, aber diese »Amulette« sind nach Afrika ausgewandert und bezeichnen jetzt Sachen, die von dort stammen. Ich nenne das Begriffe der Domestizierung, weil durch sie den Objekten die Fremdheit weggenommen wird. Aber wenn

man eine fremde Kultur vorstellen möchte, dann muss man mit Fremdwörtern arbeiten, das kostet natürlich Arbeit. Man sollte also entweder die Original-Begriffe verwenden und die Funktion des Objektes erklären, oder man versucht alternative Begriffe in der eigenen Sprache zu suchen. **Sie haben auch die Begriffe untersucht, mit denen erklärt werden soll, wie die Kulturgüter nach Europa gelangt sind. Begriffe wie »gesammelt«, »erworben«, »geschenkt«.**

G: Solche Begriffe werden in den Museen bis heute unkritisch benutzt, obwohl sie nichts aussagen. »Sammeln« bedeutet, man nimmt Sachen aus der Natur, man sammelt Pilze, Mangos, Früchte, die man gepflückt hat. Für mich ist dieser Begriff sehr verharmlosend, wenn er für Kulturgüter eingesetzt wird, die im Gewaltkontext nach Deutschland gekommen sind. Die haben doch nicht auf der Straße gelegen, bis sie jemand eingesammelt hat! Auch »Schenkung« ist ein Begriff, der die Realität nicht wiedergibt. Wenn der örtliche Herrscher besiegt worden war, musste er seine Regalien, alles, was ihn selbstbewusst macht, als Zeichen seiner Untertänigkeit abgeben, das wurde dann als »Geschenk« bezeichnet. Ein erpresstes Geschenk ist kein Geschenk! Oder »Erwerbung«: Man erwirbt etwas auf dem Markt gegen Bezahlung, dann kriegt man eine Quittung. Wie kann man in diesem Kontext etwas erwerben? Zahlreiche Gegenstände wurden bei sogenannten Strafexpeditionen erbeutet. Was haben diese Leute gemacht, um bestraft zu werden? Wenn man diese Begriffe im Museum liest, gewinnt man den Eindruck, als hätten da normale Verhältnisse geherrscht. **Wie sollten die deutschen Museen mit diesen Werken umgehen? Sollten sie sie zurückgeben, wenn man in den meisten Fällen nicht weiß, wessen Eigentum geraubt wurde?**

G: Wir sollten die Restitution als Metapher begreifen, nicht mehr als juristischen Begriff. Wir haben es mit einem illegalen Komplex zu tun. War der Kolonialismus legal? Das ist eine rhetorische Frage. In Fällen, wo man die Funktion und den Einsatzort kennt, wie beim *Mandu Yenu*, sollte man Dinge dahin zurückgeben, wo sie gebraucht werden – vor allem, wenn sie in Deutschland nur im Keller herumliegen. Es gibt aber auch Fälle, wie den »Blaue-Reiter-Pfosten« in München, wo man Kopien angefertigt hat, um die Ritu-

DAS BUCH

Der »Atlas der Abwesenheit. Kameruns Kulturerbe in Deutschland« ist in deutscher Sprache im Reimer Verlag erschienen und kostet 49 Euro. Online ist er kostenlos als Open-Access-Datei einsehbar.

ale weiter durchführen zu können. Da braucht man nicht unbedingt das Original. Man könnte da auch verhandeln und vielleicht die Eigentumsrechte auf Afrika übertragen und das Objekt in Deutschland als Leihgabe lassen. Wir sollten Restitution auch als Aufarbeitung der Geschichte beider Seiten betrachten. Indem wir die Information über die Objekte ergänzen, restituieren wir Wissen nach beiden Seiten.

Kritiker monieren, dass eine Rückgabe – wie im Falle der

Benin-Bronzen – nur den Eliten, nicht aber der Bevölkerung nutze.

G: Das ist Paternalismus. Man geht da von einem Eigentumsbegriff aus, der unserer Kultur nicht entspricht. Man sagt, Eigentum ist etwas, das einem Individuum oder einer Familie gehört. Die meisten Objekte bei uns sind aber kollektive Objekte, weil sie Kulturgüter sind. Sie sind zwar von einem Individuum erschaffen worden, aber für einen bestimmten Zweck, und der Künstler tritt hinter dem Objekt zurück.

Der Kunstbegriff ist ein anderer als bei uns?

G: Kunst als das Vortreffliche, das Schöne steht bei uns nicht im Vordergrund, sondern die Funktion des Kunstwerks. Der Name des Urhebers spielt keine Rolle.

Kritisiert wurde auch, dass im Atlas die Beteiligung von Einheimischen bei den Raubzügen nicht thematisiert wird. Was sagen Sie dazu?

G: Ja, das habe ich gelesen. Ich frage Sie: Wenn Sie ohne Einladung zu mir kommen und ich als Chef feststelle, dass meine Ausrüstung im Vergleich zu Ihrer bedeutungslos ist – habe ich dann eine andere Möglichkeit, als mich zu fügen?

Sie wollen darauf hinaus, dass die Beteiligung von Einheimischen nur unter Druck stattfand.

G: Nicht in allen Fällen. Im Westen Kameruns haben sich einzelne Völker mit den Militärs der Kolonialmacht verbündet, um ihr eigenes Territorium zu erweitern und ihre Macht zu sichern, aber das kann man nicht verallgemeinern. Man muss differenzieren: Wo gab es Handlungsspielräume, und wo war nichts mehr zu machen? In den meisten Fällen war das, was im Kolonialkontext als Freundschaft bezeichnet wird, schlicht Erpressung. //

^ Bereits 2022 hat die Stiftung Preußischer Kulturbesitz beschlossen, die Statue der Muttergottheit Ngonso an das Volk der Nso in Kamerun zurückzugeben – immerhin



In Leipzig bemüht man sich um Wiedergutmachung und um Transparenz. Ein Besuch im **Depot des Grassi-Museums** mit den »Atlas«-Forschenden Mikaél Assilkinga und Lindiwe Breuer

TEXT: TILL BRIEGLEB,
FOTOS: CHARLOTTE SATTLER

Im Keller

Schnitzwerke wie diese zwei Türpfosten und die Türschwelle wurden von deutschen Offizieren aus Kamerun »gerettet«, bevor sie die Gebäude in Brand steckten

**Den Großteil
der Schätze
im Depot hat
bisher kaum
jemand gesehen**



>
Hölzerner Schulter-
schmuck und Armreifen
aus Elfenbein, die laut
Beschriftung vom
Volk der Duala, Batanga
und von »Häupt-
lingen« des Mungo-
Gebietes stammen

<
Lindiwe Breuer und
Mikaél Assilkinga
untersuchen Juju-
Figuren und Trommeln,
die sie zuvor zur
Ansicht bestellt haben



DAS GRASSI-MUSEUM in Leipzig ist ein Art-déco-Palast mit einer Giftgrotte darunter. Denn wer hinunterfährt in das Depot des Dreisparten-Hauses, das neben dem MUSEUM FÜR VÖLKERKUNDE als Zweigstelle der STAATLICHEN KUNSTSAMMLUNGEN DRESDEN auch die kunstgewerbliche Sammlung der Stadt und die Instrumentensammlung der Universität beherbergt, muss zunächst durch eine Schleuse treten und sich wie zu einer Operation bereitmachen. Maske und grüner Kittel sind obligatorisch. Wer etwas anfassen möchte, wie Lindiwe Breuer und Mikaél Assilkinga, muss auch Plastikhandschuhe anziehen. Denn zum Erhalt von Sammlungsbeständen aus organischen Materialien wurden seit dem 19. Jahrhundert Schädlingsbekämpfungsmittel eingesetzt, von harmlosen Mottenkugeln bis zu heute verbotenen Bioziden wie DDT.

In einer ethnologischen Sammlung wie der im GRASSI, deren Artefakte fast ausschließlich aus Pflanzenstoffen bestehen, sind die Rückstände der jahrzehntelang eingesetzten »Begasungsanlagen für Kunst- und Kulturgut zur massenhaften Entwesung von Sammlungsobjekten«, wie es im Fachjargon heißt, ein kaum lösbares Problem. Doch diese Gifte, die bei rund 200 000 Einlagerungen auch mit höchsten Hygienestandards nicht zum Verschwinden zu bringen sind, stellen nur das chemisch Toxische dieses Archivs

dar. Metaphorisch gesprochen, sind die meisten Artefakte, die in diesen fensterlosen Kellern verwahrt werden, durch ihre Geschichte schwer kontaminiert. Und deswegen sind Lindiwe Breuer und Mikaél Assilkinga hier.

Die beiden gehörten zum wissenschaftlichen Team, das den *Atlas der Abwesenheit* erarbeitet hat. Und sie sind gekommen, um einige Objekte zu begutachten für ihre weitere Forschung zu dem Thema des Projektes: was an Kultur- und Wirtschaftsgütern aus Kamerun in deutschen Archiven verwahrt wird, und unter welchen Umständen die Gegenstände nach Deutschland kamen. Allein das GRASSI verwahrt rund 5500 Stücke aus dem vom Deutschen Reich zwischen 1884 und 1919 usurpierten Land. Das entspricht etwa dem, was in Kameruns Hauptstadt Yaoundé in Sammlungen noch vorhanden ist.

Gezeigt wurde davon über die Jahrzehnte nur ein Bruchteil. Das meiste ist dauerhaft im Depot verstaubt. In türkisfarbenen Glasschränken, grauen Rollregistern mit großen Schwungrädern oder an den Wänden befestigt befindet sich in Leipzig das reiche Kulturerbe Kameruns wie im Tiefschlaf. Die Masken, Trommeln, Zepter und Speere, den Schmuck und die Schnitzereien bekommen allein Menschen mit Forschungsauftrag zu sehen, die sich nach einer Wunschliste Artefakte vorlegen lassen können. Auf Breuer und Assilkinga warten auf einem Tisch rund ein Dutzend Verwahrstücke.

Dort liegen zwei Figuren, im Archivmaterial nicht weiter konkretisierte »Stäbe«, ein Karton mit Armreifen, ein Antilopenhorn, kleine Trommeln und ein Schulter schmuck aus Holz mit Messingelementen. Eine Standtrommel mit Riss im Fell steht daneben, und vier geschnitzte Türrahmenteile von Palästen, die deutsche Offiziere bei ihren »Straf-

expeditionen« für die kaiserlichen Museen ausgebaut hatten, bevor sie die Gebäude niederbrannten, sind mit Klebeband an einem Depotschrank befestigt.

In Kenntnis der Prachtstücke, die etwa im HUMBOLDT-FORUM in Berlin in der großen Kamerunabteilung präsentiert sind, wirkt die Auswahl nahezu karg. Auch in den dicht bestückten Archivschränken hinter dem Tisch finden sich weit spektakulärere Stücke, etwa Legionen von beeindruckenden Masken mit aufgerissenen Mündern und scharf geschliffenen Zähnen. Aber auf die Nachfrage, warum Breuer und Assilkinga bei ihrem ersten Besuch in dem reich bestückten Archiv ausgerechnet diese eher unscheinbaren Gegenstände ausgesucht haben, gibt Breuer eine einleuchtende Antwort, die viel über die unterschiedlichen Perspektiven auf die Bedeutung von Objekten aus Afrika gibt: »Die Präferenz für die Ästhetik ist ein sehr europäischer Blick. Wir interessieren uns mehr für die Geschichte hinter den Dingen. Denn manchmal verbergen sich hinter Archiv einträgen wie »Stab« total wichtige Objekte, deren Bedeutungszusammenhang hier gar nicht erkannt wird.«

Assilkinga, ein Experte für Symbole der Macht, identifiziert dann auch gleich einen »Stab« als großes Zepter eines »Chefferies«, wie die Oberhäupter eines Stammes in Kamerun heißen. Und auch an figurenreich geschnitzten Türpfosten identifiziert der Forscher aus Kamerun die Herrschaftssymbolik. Er beschreibt der Sammlungsverwalterin für Afrika im GRASSI, Julia Pfau, die Bedeutung der Figuren. Der sehr freundliche und leise



< Mikaél Assilkinga erklärt Sammlungsverwalterin Julia Pfau die Bedeutung der Herrschaftssymbole auf Tür- und Hauspfosten

> Objekte wie diese Stäbe von Würdenträgern sind in den Inventarlisten oft nur unzureichend klassifiziert

Forscher legt dann den Finger in die Wunde der musealen Selbsttäuschung der letzten Jahrzehnte, die ethnologischen Sammlungen bestünden aus Dingen, die rechtens in Europa sind: »Insignien der Macht kommen nie freiwillig in die Hände von Besatzern. Das geschieht nur unter Druck und Zwang!« Dieser eigentlich selbstverständliche Hinweis zielt unter anderem auf das prominenteste Objekt aus Kamerun in deutschen Sammlungen, den spektakulären Thron des Sultans von Bamum, der im HUMBOLDT-FORUM gezeigt wird, noch immer mit dem Hinweis beschrieben: »1908 schenkte Njoya seinen Thron dem deutschen Kaiser Wilhelm II.«

Es ist unter Experten eigentlich Konsens, dass dies eine längst nicht mehr haltbare Interpretation asymmetrischer Machtverhältnisse während der Kolonialzeit ist, im speziellen Fall das Resultat massiv ausgeübten Drucks der Kolonialherren im Auftrag Felix von Luschan, dem energischen Einkäufer des KÖNIGLICHEN MUSEUMS FÜR VÖLKERKUNDE, der auch die Benin-Bronzen nach Berlin holte. Trotzdem wird das Narrativ von dem freiwilligen Tausch des Throns gegen ein Gemälde des Kaisers und eine preußische Kürassier-Uniform weiter aufrechterhalten und findet dann auch seinen Niederschlag im Volksbildungsinstrument Nummer eins, bei Wikipedia.

Lindiwe Breuer, die sich im *Atlas* mit dem kolonialen Transfer von Flora und Fauna am Beispiel des »ersten deutschen Elefanten« be-

fasst hat, den der berüchtigte Schutztruppen-Offizier Hans Dominik auf Anfrage des Berliner Zoodirektors genauso nach Deutschland schickte wie menschliche Schädel, bringt dann auf den Punkt, was als zentrale Botschaft des *Atlas der Abwesenheit* verstanden werden kann: »Alles aus den Kolonien ist mit Unrecht genommen, weil es im Rahmen eines solchen Herrschaftskontextes selbst beim Einzelverkauf nicht ohne Gewaltdrohung zugeht.«

Im GRASSI-MUSEUM stößt diese Definition auf keinerlei Gegenwehr. Die Institution ist sehr aktiv darin, Transparenz herzustellen. Die Digitalisierung der Bestände für eine Online-Datenbank beendet etwa die traditionelle Haltung deutscher Direktionen, ihre Archivbestände geheim zu halten, um bei den Ursprungsländern »keine Begehrlichkeiten zu wecken«. Bénédicte Savoy hat diese systematische Blockadehaltung europäischer Museen nach dem Krieg bereits für ihr 2021 erschienenes Buch *Afrikas Kampf um seine Kunst* nachgewiesen.

Sammlungsverwalterin Julia Pfau ist dementsprechend offensiv einladend. Sie begrüßt ausdrücklich, dass nun Archivrecherche aus Kamerun möglich ist und dass es über eine Feedback-Funktion gelingt, die Informationslage über die oft kaum erforschten und karg beschriebenen Depotbestände zu verbessern. Tatsächlich geht es im international vernetzten Forschungsinteresse häufig weniger um physische Restitution, sondern, wie Lindiwe Breuer es ausdrückt, um eine »Restitution des Wissens«.

Mit der Plünderung der westafrikanischen Kulturen und der damit einhergehenden Ermordung Tausender Menschen durch deutsche Soldaten wurde umfangreich Erinnerung an das Kulturerbe Kameruns zerstört und entwendet. Dieses wieder verständlich

und erlebbar zu machen, daran sind längst beide Seiten interessiert. Und auch die Bereitschaft zur Rückgabe der Objekte ist im Museum aktiv vorhanden.

»Wir haben so viele Dinge im Depot. Die Angst, Restitution würde die Museen leer machen, ist völlig unbegründet«, sagt Léontine Meijer-van Mensch. Die Direktorin ist trotz Erkältung ins Depot gekommen, weil sie das Projekt stark unterstützt und die Gäste begrüßen wollte. Ihr schwebt eine neue Perspektive für ethnologische Sammlungen vor als die alte Vitrinenschau: »Unser Ziel ist es, weniger Objekte zu sammeln als Beziehungen.« Dieser Umbau zu einem »Netzwerkmuseum« unter Beteiligung möglichst vieler Menschen heißt in Leipzig »Reinventing GRASSI«, GRASSI neu erfinden. Schon jetzt zeigt er sich in vielfältigen Projekten, bei denen zeitgenössische Kunst, Artefakte, gemütliche Aufenthaltsarchitekturen und digitale Medien zusammenspielen, um Geschichte in einer Art lebendig zu machen, wie eine Figur mit Wandtext es längst nicht mehr tut.

Trotzdem ist die Rückgabe von prominenten Artefakten natürlich Thema und Politikum, auch in Leipzig. Um diese Diskussion wirklich fair zu führen, plädiert Meijer-van Mensch für eine realistische historische Definition von Museumsbesitz. Für die strittige Frage, wem die Schmuckpfosten der Paläste, die Zepher der Chefferies oder der Thron von Bamum gehört, schlägt sie die Umkehr der Beweislast vor. »Alles aus bestimmten Gebieten in einer bestimmten Zeit gilt als Raubkunst, also aus einem Unrechtskontext stammend, bis das Gegenteil bewiesen wird.« //

**Im Grassi-
Museum
ist man zur
Rückgabe
des Raubguts
bereit**

